

DIE NIXE VON DEN PATRIARCHENTEICHEN

Svetlana Vasilenko

Mich hatte damals mein Mann verlassen.

Nina hatte damals auch ihr Mann verlassen. Wir lernten einander auf eben jenem Standesamt kennen, auf dem sie uns verließen. An jenem dumpfen, trüben, grauen Apriltag - jeden Moment würde es zu schneien beginnen - betraten mein Mann und ich das Standesamt und mußten lange warten, bis die Reihe an uns war, uns scheiden zu lassen, so lange, daß, als wir endlich auf die Straße hinaustraten, dort bereits der Frühling angebrochen war. Dort, auf der Straße, war unversehens der Mai gekommen: der Schnee war geschmolzen, Bäche flößen, die Knospen waren aufgesprungen, die Vögel zwitscherten, und eine neue Welt schaukelte wie ein gerade vom Stapel gelassenes Schiff unter dem weißem Segel eines blühenden Kirschgartens und lud ein, an Deck zu kommen.

Und eben da trug aus der Nebentür ein Bräutigam in Schwarz seine weiße Braut, die einem blühenden Kirschbaum glich. Und ihnen entgegen kam, sein Glück in Empfang zu nehmen, ein neues Paar: ein krummbeiniger Alter trug ein altes, knopfnasiges Weib auf Händen ins Standesamt.

„Laß mich auf meinen eigenen Beinen laufen“, schimpfte die Alte. „Ich bin dir zu schwer.“

„An der eigenen Last trägt man nicht schwer. Du bist doch jetzt mein?“

Die Alte umfaßte mit beiden Armen den schweißbedeckten, sehnigen Hals des Mannes, und plötzlich fing sie vor Glück herzlich zu weinen an. „Dein“, antwortete sie.

Sie gingen an mir vorüber, und ich weinte mit ihr mit, weinte ihr entgegen. Da hörte ich jemanden sagen: „Was will der von meinem Mann?“ Mit diesen Worten wandte sich Nina - ich wußte noch nicht, daß es Nina war - beunruhigt an mich.

Ich kam wieder zu mir und sah erneut den blühenden Garten, den Weg und unsere Männer, Ninas und meinen, die diesen Weg entlang immer weiter von uns fortgingen. Ihr Sascha, klein an Wuchs, weißes Hemd, schwarze Locken, voran; mein Petja, Milizionärsuniform, riesig wie ein Schrank, hintennach. Der Meine sagte etwas zu dem Gelockten, und der blieb stehen.

„Was will der von meinem Mann?“ wiederholte Nina. „Wer?“ fragte ich. „Der Bulle.“ „Das ist mein Mann“, sagte ich. „Wer?“ „Der Bulle ist mein Mann“, sagte ich.

So lernten wir einander kennen. Unsere Männer zündeten sich Zigaretten an, und während einer dem anderen Feuer gab, kamen sie ins Gespräch, lachten plötzlich kumpelhaft auf, und lachend und redend, voneinander und vom Garten ganz und gar aufgesogen, gingen sie davon. Wir sahen ihnen nach. Sie blickten sich nicht um.

„Willst du Kartoffeln?“ fragte Nina heiser. „Bratkartoffeln? Ich brauch' dringend was zu fressen!“

Sie sagte es mit gutturalem R, diese Nina, und es klang schön und triumphal: fRRessen, BRRatkaRRtoffeln -und unbändig, unbändig wie nach der goldenen Feder des Feuervogels, verlangte mich plötzlich nach Kartoffeln - Bratkartoffeln. Und ich sprach zu meinem Wohl und Wehe das Zauberwort:

„Ich will.“

Wie ein Raubtier seine Beute sah mich Nina mit kalten Tigeraugen an, und ich erkannte in diesem Augenblick klar und deutlich, daß meine Seele mit diesem Hammerschlag verkauft war um den Preis von Bratkartoffeln - wer bietet mehr? - zum ersten, zum zweiten und zum dritten -verkauft, meine Herren! Und daß ein neues Leben beginnen würde, das fremd und gefährlich war. Das verriet mir Ninas Gesicht: es wurde in diesem Augenblick kreideweiß, und ein Leuchten ging davon aus wie von einer Bogenlampe. Sogar ein elektrisches Knistern lag in der Luft. Oh, ich wußte noch nicht, mit wem ich mich da eingelassen hatte!

Wir gingen in ein Gemüsegeschäft auf dem Gartenring: keine Kartoffeln.

„Ein Zarenreich für Kartoffeln!“ schrie Nina gegen die Decke, als wollte sie denen darüber meine Seele verkaufen, so teuer es ging.

Sie hatten uns gehört, jedoch die Sache auf ihre Weise verstanden, und brachten nun statt der grauen Kartoffeln mit Erdklumpen daran wunderbaren roten Wein, „Alasanskaja Dolina“, eine ganze Kiste voll. Dieses Geschäft war immer für eine Überraschung gut. Wir kauften eine Flasche.

Sobald wir uns gleich vor dem Geschäft auf eine Bank gesetzt hatten, schütteten wir den Wein in Riesenschlucken, ohne auf den Geschmack zu achten, abwechselnd in uns hinein: wir tranken, als gelte es ein Feuer zu löschen, das in unserem Inneren tobte - und so war es auch -und da es nach der ersten Flasche nicht gelöscht war, gingen wir um die zweite.

Mit der Geschwindigkeit erfahrener Feuerwehrleute leerten wir auch diese. Die Flamme in uns tobte weiter.

Wir gingen neuerlich ins Geschäft, wo man uns inzwischen kannte und außer der Reihe bediente.

Wir saßen auf der Bank, die Leute spazierten vorüber, ein Hund kam herbei und beschnupperte uns, doch man ließ uns unbehelligt, niemand hinderte uns daran, uns nach Herzenslust zu besaufen. Wir benahmen uns ganz schön skandalös: Nina, zum Beispiel, stellte sich vor, aus einem Weinschlauch zu trinken - einem Burdjuk (einem BuRRdjuk auf dem ARRaRRat mit einem ARR-menier - das war das Bild, das ihr in Flammen stehendes Hirn hervorbrachte), hielt die Flasche auf Armeslänge in die Höhe, den Flaschenhals nach unten. Der harte, schwere, blutrote Strahl fiel von oben in Ninas Hals: ihr Adamsapfel hüpfte auf und ab - sie schluckte.

Heute scheint mir das kein Zufall gewesen zu sein, es war ein Zeichen: die Natur wußte schon damals, wohin und wozu das alles führen würde; wir waren von ihr aufgespürt und für Weiteres auserwählt. Zu deutlich habe ich es vor Augen, dieses Bild, zu tief ist es in meine Seele gekrochen: und der böige, unruhige Wind, zu nervös für einen Wind, allzu leidenschaftlich und wissend, das Sonnenlicht, viel zu grell für einen Moskauer Abend (als wäre es gar nicht Sonnenlicht, sondern ein lang anhaltendes Blitzlicht - als wollte uns jemand für immer und ewig auf einem Foto festhalten), und dieser heiße, in der Sonne funkelnde Strahl, blutige Lava, die sich von oben herab in Ninas Hals ergoß, oder umgekehrt als Fontäne aus ihrem Hals in die Höhe schoß - all das scheint mir kein Zufall gewesen zu sein, und die Tauben...

Der Gerechtigkeit halber muß man sagen, daß wir zu diesem Zeitpunkt schon ziemlich besoffen waren: fähig, die Tauben für Mannsbilder zu halten. Wir waren in die zweite Phase eingetreten: wir entsannen uns unserer Männer und verfielen in Schwermut.

Um uns ganz unserer Schwermut hinzugeben, gingen wir zu den Patriarchenteichen gleich in der Nähe. Es wurde finster. Wir setzten uns zur Statue Krylows und seiner Fabeltiere, und ich erzählte Nina in drei Sätzen die Geschichte meiner kurzen Ehe. Vom guten und glücklichen Leben in meiner Heimat an der Wolga, von den Schneeglöckchen und Tulpen, die ich in der Steppe pflückte, den Zieseln, die am Eingang ihrer Höhlen piffen und den Steppenantilopen, die nachts rannten wie im Traum, und davon, wie unser Nachbar Petja auf Urlaub heimkam, mich heiratete und hierher brachte, nach Moskau, wo er nach dem Grundwehrdienst in der Armee blieb und wo er mich nach einem halben Jahr verließ, gleich nachdem wir ein Zimmer im Wohnheim bekommen hatten.

Ich erzählte ihr, daß ich nun schon einen Monat in eben diesem Zimmer wohnte, hinter einer Trennwand, und Petja Nacht für Nacht Frauen von der Straße mitbrachte, die auf der anderen Seite der Trennwand vor Wonne stöhnten bis zum Morgen, während ich kein Auge zu tat und nicht wußte, was tun und wie reagieren.

„Du Ärmste“, bedauerte mich Nina. „Liebst du ihn?“ „Nein“, sagte ich, „ich habe noch keinen geliebt.“

„Du Glückliche“, sagte Nina. „Und ich sterbe vor Liebe, gehe an ihr zugrunde... EUGENE! EUGENE!“ schrie sie plötzlich so furchterregend, schrill, durchdringend wie ein wildes Tier, daß mein Herz sich vor Grauen zusammenzog. Aus den Bäumen regnete es abgebrochene Zweige von den aufgescheuchten Vögeln.

„EUGENE! ICH LIEBE DICH!“

„EUGENE!“ fuhr sie fort, einen unrussischen Namen hinauszuschreien, während sie von einem plötzlichen Einfall geleitet dem Krylow-Denkmal auf die Knie kletterte.

„Buh-hu-hu!“ heulte sie los. Die Vögel stimmten aufgeschreckt in ihr Geheul ein. „Uh-hu-hu!“ lärnte über uns der sternenlose Himmel.

„Buh-hu-hu!“ schluchzte Nina, die bereits auf Krylows Knien stand, wie auf einem Piedestal, das Gesicht, weiß wie der Mond, zum Himmel erhoben.

„Nina, Nina.“ Tief unten lief ich, ratlos angesichts ihres Schmerzes, hin und her. Sie war nicht zu beruhigen, sie heulte und tobte wie ein Orkan.

Ich wollte vor ihr fliehen wie vor einer Wahnsinnigen. Ich lief ein paar Schritte von ihr weg. Aber ihr Schreien verhexte mich, ließ mich nicht los, ich hatte noch keine solche Liebe gesehen; ich kehrte um.

Ich stand wie ein Krankenwärter vor der tobenden Urgewalt des Irrsinns und wartete, daß ihr Schreien ein Ende nehmen würde, so, wie man auf das Ende eines Gewitters wartet. Denn alles mußte schließlich ein Ende haben, dachte ich. Doch das Schreien verebbte nicht. Ninas Kräfte waren gigantisch, und ihre Liebe war ohne Ende.

Auf einmal leuchtete sie auf wie eine Tischlampe und strahlte still und heimelig wie ein Nachtlcht. Ich dachte, der Mond wäre aufgegangen und hob meinen Blick: da war kein Mond. Und auch keine Sterne. Es war Nina, die da leuchtete, silbernes Mondlicht ging von ihr aus, als hätte sie den Mond verschluckt oder wäre selbst ein mondener Himmelskörper geworden. Sie leuchtete und stieß ihr Schreien aus.

Plötzlich mischte sich in das Mondsilber ein wenig Gold, ein ganz klein wenig. Bald wurde es mehr... Nina stand und leuchtete bereits über und über golden, wie das anscheinend bei allen Liebenden der Fall ist, dachte ich bei mir und war daher auch nicht erstaunt. Das goldflammende Banner der Liebe wehte über der Welt, begleitet von einem langgezogenen Schrei. Ich starrte hingerissen zu Nina hinauf, trat einen Schritt zurück und landete in jemandes Umarmung. Ich wandte mich um und sah drei Milizionäre. Nicht weit von ihnen stand ein Milizwagen, und das goldene Licht seiner Scheinwerfer war direkt auf Nina gerichtet.

„Wir randalieren wohl?“ fragte einer von ihnen, ein dicker, gutmütiger.

„So kommen Sie doch herunter, gute Frau!“ rief ein anderer zu Nina hinauf, ein dünner, blasser, nervöser Kerl. Ganz ihrem Tun hingegeben, nahm Nina nichts um sich her wahr. Unbeirrt stieß sie ihr schluchzendes Abrakadabra hervor.

Der dritte trat, ohne ein überflüssiges Wort zu verlieren, auf das Denkmal zu und begann, den Krylow mit seinem Knüppel zu bearbeiten, als sei dieser der Hauptverursacher des ungehörigen Treibens.

Da gab das Denkmal ächzende, menschliche Laute von sich, wie ein Stöhnen, und dieses Stöhnen des toten Poeten hörte auch Nina. Augenblicklich verstummte sie, drehte den Kopf, wandte uns schließlich den ganzen Körper zu und - schaute. Sie schaute auf die drei herunter, wie ein Luchs vom Baum herab auf den Menschen, bereit zu springen und ihn zu zerreißen: mit goldenen, funkelnden Augen.

„Geht weg! Mischt euch nicht in mein Privatleben!“ rief sie ihnen zu. „Was versteht ihr schon von der Liebe?“ fügte sie noch hinzu, während sie vom Denkmal herabsprang, direkt auf den nervösen Dünnen zusteuerte und durch die Zähne hervorstieß „Bulle...“

Das war unnötig. Milizionäre sind Leute wie wir, sie haben auch ein Herz.

Das sagte ich ihr damals, und auch später noch. Aber sie fand das nicht.

Sie hielt die Miliz für den Hauptfeind der Liebe. Als wären Milizionäre nur dazu "geschaffen, die Liebe in allen ihren Ausprägungen auszurotten. Ein SS-Kommando, das alle Liebenden aufgreift und in den Ofen steckt. Vielleicht sah sie in ihnen das Ebenbild der Teufel, die das Höllenfeuer in Gang halten. Und alle Liebenden reihenweise hineintreiben. Da sagte der Nervöse zu ihr: „Was, Beleidigung einer Amtsperson? Los, steig schon ein! Wir fahren auf's Revier. Steckt sie in's Auto!“ befahl er seinen Handlangern.

Sie waren mit Nina beschäftigt und hatten mich vergessen. Sie trieben sie auf die offene Wagentür zu, hinter der sich Schwärze, Finsternis, ein Loch, ein Verlies auftat. Von dort roch es nach feuchtem Leder.

Sie trieben sie vor sich her, wie man auf dem Land, von wo sie stammten, eine Ziege, eine Kuh oder ein Schaf in den Stall treibt: „Zieh ihr ein paar über! Die wird schon noch gehen!“

Nina aber war ein Tier anderer Art. Mit hektischen Gesten machte sie sich über die Milizionäre lustig, entblößte plötzlich ihre scharfen, feuchtglänzenden Zähne, schützte mit dem Arm ihr Gesicht vor den Schlägen und wich weich, auf Luchspfoten, in Richtung Teich zurück, gefolgt von den Milizionären.

Sie stand bereits bis zu den Knöcheln im Wasser, und wieder begann sie zu leuchten wie vorhin, in stillem, mondfarbenem, grünlichem Licht, als wäre sie von oben bis unten mit Phosphor bestrichen, - sie tauchte ein und schwamm, und auf dem Wasser leuchtete ihr Kopf wie eine plötzlich erblühte Seerose, wie ein seltenes Liliengewächs, eine weiße Lotusblüte.

„Was ist mit euch?“ rief sie den Milizionären zu. „Mir nach!“

Die Milizionäre, ihrer Kleider ledig, schwammen hinter ihr her wie verhext. Sie umringten sie im Wasser, wußten aber nicht, was weiter tun, und so umkreisten sie sie wie im Tanz. Ich lief am Ufer auf und ab, in unmittelbarer Nähe.

Der Mond schaute hervor, und da erst kamen sie zur Besinnung. „Fangt sie“, schrie der Nervöse und fuchtelte mit der Hand in Ninas Richtung, als handle es sich um eine Schar Gänse. Er schwamm nahe an sie heran und streckte die Hand nach ihrem Haar aus.

Nina wandte sich ab und tauchte unter, und als sie wieder emporkam, war ihr Gesicht direkt neben dem des Milizionärs. „Küß mich“, forderte sie. Ihr Gesicht war weiß wie Kreide.

Der Nervöse wurde ruhiger und schaute sie an. Man konnte nun sehen, daß sein Gesicht schön war und sehr jung. „Na los!“ sagte Nina gebieterisch. „Küß mich! Hast du noch nie geküßt? Soll ich's dir beibringen?“ Sie kam mit ihrem Gesicht ganz nahe an das seine heran und küßte ihn geradewegs auf den Mund.

Küssend sanken sie auf den Grund und tauchten lange nicht auf, und als sie auftauchten, konnten sich ihre Lippen noch lange nicht voneinander losreißen. „Du hast einen Kußmund!“ sagte Nina schließlich, nachdem sie sich von seinen Lippen losgerissen hatte, um tief Luft zu holen. „Dein Mund ist zum Küssen wie geschaffen.“ Und wieder tauchten sie auf den Grund hinab. Sie tauchte allein auf und sagte: „Wer ist der Nächste?“ „Ich!“ ließ der Gutmütige vernehmen. Er lag wie eine Luftmatratze auf dem Wasser und schaute in den Sternenhimmel.

Nina schwamm an ihn heran, wendete und zog ihn mit sich auf den Grund. Allein tauchte sie wieder auf. „Na?“ sagte sie zum Dritten.

Dem Dritten war wohl ein Licht aufgegangen und er strebte, unbeholfen mit den Armen ruderd, dem Ufer zu. Nina hatte keine Mühe, ihn einzuholen. Er riß sich von ihren Küssen los, als wollte er im Leben nie mehr geküßt werden, in alle Ewigkeit...

„Amen“, sagte Nina, während sie aus dem Wasser stieg. „Wo sind sie?“ fragte ich. „Ich weiß nicht“, antwortete Nina. „Gehen wir.“ Schweigend machten wir einen Bogen um das Milizauto und gerieten für eine Sekunde in das schonungslose, wütende und haßerfüllte gelbe Licht seiner Scheinwerfer. Die Türen standen offen, und aus dem Inneren wehte eisige Kälte, wie aus der Unterwelt.

„Ich friere“, sagte Nina und erschauerte. „Das Wasser ist noch ganz kalt.“ „Ist auch erst Mai“, antwortete ich. „Wo wohnst du?“ fragte Nina. „Gehen wir zu mir gleich um die Ecke.“

Ich sah mich ein letztes Mal um in der Hoffnung, die Milizionäre aus dem Wasser tauchen zu sehen. Doch still lag der Teich. Nichts regte sich. Weit weg am Ufer stand, wie ein verwüstetes und verlassenes Haus, das Milizauto mit den geöffneten Türen. Und das Licht seiner Scheinwerfer war schwach und hilflos angesichts der Finsternis und des Unheils, die darüber hereingebrochen waren.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 58/59 1999,
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>